

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Warnaß, Matthias: Was Kathrin erlebte [4 Bilder; Claudius, Wilhelm]

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

Aber wenn die Kinder erwartet hatten, daß sie nun wieder um sich schlagen und in Schimpfwörter ausbrechen würde, so sahen sie sich getäuscht. Ein Lächeln, zum erstenmal vielleicht seit Jahr und Tag, ein Lächeln ohne Bitterkeit umspielte den zahnlosen Mund der Greisin. „Ester,“ murmelte sie, „ja wohl, Ester!“ Dann streckte sich der kleine verwachsene Körper und mit einem Blick, dessen Ausdruck an Erhabenheit grenzte, betrat die Narren-Nosel den kleinen Vorhof der Synagoge und verschwand.

### Was Kathrin erlebte.

Geschichte einer Bäuerin, nach erzählt von Mathias Warnak.

Weltabgeschieden liegt ein kleines, armes Dorf in den rauhen Ardennenbergen, an der Grenze der Grafschaft Külsberg, dem einstigen Stammsitz eines längst verschwundenen deutschen Kaiserhauses.

Gering ist der Besitz der wenigen Menschen, die jenes Dörflein ihre Heimat nennen, hart und schwer ihr Tagewerk, mit dem sie sich ein kümmerliches Dasein fristen, und dennoch trennen sie sich ungern, mit Schmerzen von der Stätte, auf der sie in Armut und Dürftigkeit geboren wurden.

Gemüthlich und fröhlich, sind sie zufrieden mit ihrem bescheidenen Lebensloos und sehnen sich nicht hinaus aus den engen Grenzen ihres Daseins.

Wild zerklüftete Felsenberge, dichte Wälder schließen das Dorf ein und breiten selbst an den längsten Sommertagen, eine frühzeitige Dämmerung darüber, nachdem sie spät erst das Tageslicht zugelassen haben.

Auf dem schmalen, steinigen Fußpfad, der sich in vielfachen Windungen von der Stadt Luxemburg her durch die Ardennen zieht, schreitet mit einem schweren Tragkorb auf dem Rücken, ein junges Bauernweib dem Dorfe zu. Trotz der Last bewegt sie sich rasch vorwärts. Der festen kräftigen Gestalt in der schmutzen ländlichen Tracht, dem frischen Gesicht mit den munteren und klugen braunen Augen, sieht man Gesundheit und fröhlichen Lebensmut an. Mit einem Lächeln auf den Lippen und mit elastischen Schritten geht Kathrin, so heißt die Bäuerin, durch die Berge, als wäre der steinige Felsenpfad ein ebener Tanzsaal, auf dem sie einen lustigen Reigen vollführen wolle.

Jetzt wendet sich ihr Weg um einen Felsenvorsprung, von dem sie gerade unter sich ihr Dörflein liegen sieht. Sie rastet ein Weilchen und blickt auf die bereits in Dämmerung gehüllten Häuser, während die Sonne auf ihrem Scheitel noch in der vollen Augustglut ruht.

Kathrin unterscheidet ihr eigenes Häuschen deutlich in der Tiefe, und ein hellerer Glanz leuchtet in ihren Augen auf, als sie es erblickt.

Dort wohnt sie mit dem Heinrich, dessen Weib sie seit kaum einem Jahr ist, den sie aber geliebt hat, so lange sie denken kann. Nachbarskinder waren sie, Spiel- und Lerngefährten, und nur in der Zeit getrennt gewesen, da der Heinrich als Soldat drei Jahre in der fernern Stadt am Rhein, in Köln, zubringen mußte. Er hätte dort auch nach verbrachter Dienstzeit sein Brot reichlich erwerben können, denn es fehlte dem bescheidenen, anstelligten kräftigen jungen Mann nicht an Anerbietungen verschiedener Art, sowohl von seinen Vorgesetzten, die ihn alle als tüchtigen brauchbaren Menschen schätzten, als auch von Handwerksmeistern, die ihn gern in ihren Gewerken aufgenommen und unterwiesen hätten. Der Heinrich aber schüttelte zu allem, auch den vorteilhaftesten Vorschlägen den Kopf

und sagte: „Ich gehe heim in meine Ardennenberge!“ Dahin zog es ihn. Die Heimat und Kathrin hielten ihn fest.

Nun war Kathrin sein Weib geworden, und beide sind glücklich in Liebe, Einigkeit und gemeinsamer angestrengter Arbeit um das tägliche Brot!

Der Widerschein ihres innern Glückes spiegelt sich in den Zügen der Frau, als sie rasch ihre Last aufnimmt und mit verdoppelter Eile weitererschreitet. Hat sie doch noch eine gute Stunde zu gehen, an Abhängen und Felsgründen vorüber, bevor sie ihr Dorf erreichen kann.

Längst hat die Wendung des Weges ihr den Anblick der Heimat wieder entzogen, ihre Gedanken aber weilen dort und bei ihrem Heinrich, den sie daheim finden wird, wenn sie nach Hause kommt. Er ist wie alle Dorfbewohner Arbeiter in dem nahen Steinbruch, und heute wird dort schon um 6 Uhr Feierabend gemacht, denn es ist Ablöhnungstag. Er geht nie, wie so manch anderer seiner Genossen, in das Wirtshaus, das auch in dem Dorf nicht fehlt, um die sauer verdienten Groschen zu vertrinken, sondern bleibt daheim und erzählt seinem Weibe von dem Leben jenseits der Berge wie er es kennen lernte, oder macht mit ihr Pläne, wie sie mit ihren ersparten fargen Verdiensten ihr Anwesen dereinst verbessern wollen.

Au ihr friedliches anspruchsloses Glück denkt Kathrin, indem sie rüstig fortwandert, und ihr Herz wird so davon erfüllt, daß sie unwillkürlich laut sagt: „Nimmer und nirgends kann es zwei glücklichere Menschen geben als meinen Heini und mich!“

Wie ein Jubelruf klingen die Worte, mit denen Kathrin abermals um einen Felsenvorsprung biegt, und nun liegt das Dorf kaum noch eine Viertelstunde entfernt am Bergesabhang da. Der Sonne letzte Strahlen glühen nur noch auf den Felsenhäuptern, drunten im Thal läutet die Abendglocke, und Kathrin kniet betend auf die Knie. Als sie sich wieder erhebt, haften ihre Augen auf der dichten Dunstwolke, die just über ihrem Häuschen lagert. Sie denkt: „Der Heini ist zurück, und hat schon das Herdfeuer angezündet für unsre Abendsuppe. Sie soll uns schmecken! Er wird so hungrig sein wie ich!“

Eilig geht sie wieder weiter, da wurzelt plötzlich ihr Fuß wie gebannt am Boden. Deutlich nimmt sie über dem Dach ihres Hauses einen aufzuckenden roten Schein wahr, und mit der Schnelle ihres eigenen Atemzuges, schießt aus den Holzschindeln ein spitzes dünnes Flämmchen auf, das zisternd hin- und hertanzte, bis es gierig um sich fressend dem dicht hervorquellenden Rauch freien Ausgang öffnet.

Ihr soeben noch freundlich winkendes Haus wird vor Kathrins Augen ein Raub des Feuers, und sie steht vor Schreck erstarrt, regungslos das Grausige anschauend.

Sie sieht, wie die Funken von der Brandstätte auf die nächsten Häuser fliegen und auch dort zünden. Das ganze Dorf steht plötzlich in Flammen. Die Menschen drängen sich in sinnloser Verwirrung zwischen den brennenden Häusern und suchen ihre Habe zu retten. Einzelne Männer bringen die Dorfspritze und versuchen vergeblich, damit dem Feuer Einhalt zu thun. Bald ist die schwache Menschenkraft an der Gewalt des Elements erschöpft. Die Häuser brennen nieder und die Bewohner haben wenig mehr gerettet als das nackte Leben.

Das laute Jammern und Schreien der vor den Flammen fliehenden Weiber und Kinder weckte endlich Kathrin aus der Betäubung.



Sie kommt zu dem Bewußtsein, daß es kein Traum ist, was sie sieht, daß in Wirklichkeit dort vor ihr die Stätte ihres Glückes, all ihr Hab und Gut in Trümmer sinkt, zu Asche verglüht. Mit einem gellenden Schrei wirft sie den Tragkorb nieder und stürmt mitten hinein in das Flammenmeer.

„Heini, Heini!“ ruft sie laut mit dem herzererschütternden Ton verzweifelnder Angst, aber kein Gegenruf giebt ihr Antwort.

Im ganzen Lande ringsum ward für die armen Dörfler, die alle ihrer Habe durch das Feuer beraubt worden waren, Geld, Kleider und Nahrungsmittel gesammelt. Es stand fest, daß der Brand im Hause Kathrins und Heinrichs ausgebrochen war, sich von dort aus verbreitet hatte, und nur durch eine Unvorsichtigkeit des Besitzers entstanden sein konnte, der in den Flammen umgekommen war, wie die traurigen verkohlten Reste seines Körpers bewiesen, die beim Aufräumen des Brandschuttes gefunden wurden.

Durch die ihnen werdende Hilfe wurde es den geschädigten Dorfangehörigen möglich, ihre Häuser wieder aufzurichten. Sie halfen einander getreulich, nur Kathrin entbehrte jeden Beistandes.

Das schuldlöse Weib ward wie eine Verbrecherin von allen ihren seitherigen Genossen gemieden. Verächtlich zeigten sie mit Fingern auf die Armste und schalteten sie das Weib des toten Mordbrenners.

Der arme Heinrich, der, wenn er wirklich, wie aller-

dings angenommen werden mußte, durch Fahrlässigkeit das Unglück herbeigeführt, hatte durch seinen Tod die Schuld geführt, dennoch aber sollte er nun noch in seinem Weibe, die mit blutigen Thränen um ihn trauerte, gestraft werden.

Verzweifelt an der Gerechtigkeit des Himmels, war Kathrin mehr als einmal nahe daran, ihrem elenden Leben ein Ende zu machen, und wer weiß, wie bald sie durch die grausame Härte ihrer Mitmenschen in den Tod getrieben worden wäre, wenn die göttliche Vorsehung sich ihrer nicht erbarmt hätte.

Etwa vier Wochen nach dem Brande kam, wie alljährlich zu der Zeit, der alte Hausierer in das Dorf, der landauf und ab mit seinen Waren zog und schon der Kathrin längst verstorbene Eltern, als Kinder mit mandern bunten Tand aus seinem Kram erfreut hatte.

Er hörte teilnahmsvoll die Erzählungen der Einzelnen von dem Unglück an und schüttelte ärgerlich den Kopf bei den Schmähungen, die jeder auf Heinrich und ein Weib, als die Urheber davon, häuften.

„Schämt ihr Euch nicht,“ sagte er mit mühsam verhaltenem Zorn, „die arme hilf- und schutzlose Frau, die mit Heinrich ihr Liebstes auf Erden und ihren Ernährer obendrein verloren hat, so schmachvoll zu behandeln? Was kann sie, die fern war, als der Brand ausbrach, der die Flammen den Eintritt in ihr Haus verschlossen, für eine Schuld an dem, was geschehen ist, treffen? Und Mordbrenner nennt Ihr den unglücklichen Heinrich? Pfui über Euch! Ihr wollt Christen sein und seid schlimmer als die ärgsten Heiden. War es wohl des Toten Absicht, sein Glück zu vernichten? Ein Mordbrenner sucht seinen Vorteil, indem er andern Schaden zufügt. Was aber wäre das für ein Vorteil gewesen, sein Eigentum zu vernichten? War er mit hohen Geldsummen gegen Brandschaden versichert? Nein, ebensowenig wie Ihr. Der Zufall oder sein Verhängnis, wie Ihr's nennen mögt, wollte, daß sein Haus ein Raub der Flammen ward, in denen er, Ihr wißt nicht, welch ein qualvolles Ende fand, und daß das Feuer dann um sich fraß, nach seiner Art, von Euch nicht eingedämmt werden konnte, dafür soll Kathrin büßen? Ist da Menschenverstand, christliche Denkart drin?“

Mit einem Ruck warf der alte Mann den Tragriemen seines Kasten über die Schultern, wandte sich und ging nach dem Haufen verkohlter Balken, dem Überrest von Kathrins Hause, bei dem sie, in stumpfer Verzweiflung, brütend kauerte.

Das einst so blühende Weib war nur noch ein Schatten

ihrer selbst. Kummer, Herzweh und Hunger hatten sie verzehrt. Das wenige, trockene Brot und Obst, das ihr die Kinder brachten, die mitleidiger als die Eltern, die Armste nicht ganz verschmachten ließen, hatten ihre Kräfte nicht zu erhalten vermocht.

Der Hausierer setzte sich neben sie, öffnete seinen Lederranzen und nahm Brod, geräuchertes Fleisch und eine Flasche mit Kirschbrautwein hervor.

In den matten Augen Kathrins glühte ein gieriger heißhungeriger Strahl. Die Hand streckte sich nach den Speisen aus, die der alte Mann ihr hinstob. Mit bitterem Lächeln sah er, wie die fast verhungerte Frau schnell alles verschlang, und seine Lippen murmelten zornige Verwünschungen gegen die von weitem herüberziehenden Weiber und Männer, die in ihrer Dummheit und starren Herzlosigkeit das hilflose Weib dem Mangel und Elend überantwortet hatten. Er begriff nicht, daß sich niemand gefunden, der Kathrin in Schutz genommen, sie aufgerichtet und ihr von dem Ort ihrer Bein fortgeholt habe.



„Weine dich aus, Kind, Thränen sind wie heilender Balsam auf brennenden Wunden.“



Nachdem Kathrin sich gesättigt hatte, brach sie in Thränen aus, die ersten, die sie weinen konnte. Der Quell war verstetigt gewesen, nun hatte ihn die Teilnahme, die wirkliche Freundlichkeit des alten Hausierers neu geweckt. Der Anblick des Mannes erinnerte sie an ihre und Heinrichs Vergangenheit, und ihren Verlust vermochte sie nun erst zu beweinen. Der Alte legte seinen Arm um sie, und drückte ihren Kopf an seine Brust. „Weine dich aus, Kind,“ flüsterte er, „Thränen sind wie heilender Balsam auf brennende Wunden.“

Eine Stunde später wanderte der Hausierer mit Kathrin aus dem Dorf. Er hatte mit ihr gesprochen wie ein Vater, sie getröstet und aufgerichtet. Dankbar folgte sie seinem Rat und zog mit ihm nach Trier, der Mosellstadt, wohin er wandern wollte; dort kannte er gute Menschen, bei denen Kathrin als Magd Aufnahme und Unterhalt finden sollte.

Von Menschen hatte Kathrin keinen Abschied zu nehmen, außer von den Kindern, die ihr heimlich die tagen Bissen, mit denen sie das Leben fristete, zugesteckt hatten. Für diese flehte sie Gottes Segen herab in dem letzten Gebet, das sie auf der Stelle verrichtete, wo ihr Haus gestanden hatte. Dann verließ sie ihre Heimat und sah nicht mehr zurück.

Etlliche Tage später erschien der geistliche Herr, zu dessen Sprengel das Einöddorf gehörte, und fragte nach der Kathrin. Sein Vikar, der in der kleinen Gemeinde seines Amtes wartete, hatte von dem unchristlichen Benehmen derselben gegen die Frau mit dem Bemerkten berichtet, daß er vergeblich den störrigen Sinn seiner Pfarrkinder zu erweichen bestrebt sei, und aus eigener Kraft auch nicht für die Arme, bei seinem Geringen durch den Brand noch mehr geschmälernten Einkommen, Hilfe schaffen könne. Nach einer scharfen Vermahnung wegen ihres schlechten Verhaltens gegen einen Mitmenschen verließ der fromme Hirt seine Herde wieder. Für Kathrin war ja jetzt nichts mehr von seiner Seite zu thun, nachdem sie das Dorf verlassen hatte.

Der Hausierer wanderte indessen mit seinem Schützling gen Trier.

Drei Tage waren sie bereits ohne Unfall rüstig vorwärts geschritten, in den Nächten teils in Drischafte, teils in einzelnen Gehöften gastliche Aufnahme findend. Überall war der Hausierer wohlbekannt und willkommen.

Der September ist im Mosellande noch ein gar heißer Sommermonat, in dem der Herbst sich nur durch die reife Fruchtfülle der Obstbäume und das Schwellen der Trauben in den Weinbergen ankündigt. Von dem wolkenlosen Himmel brannte die Sonne mit heiß sengenden Strahlen auf Kathrin und den Hausierer herab, die langsam im Staub der Landstraße fortzogen. Beide waren erschöpft und sehnten lebhaft das Ende ihres Tagesmarsches, eine kleine Stadt jenseits des Waldes, der vor ihnen lag, herbei. Der Weg dorthin aber war noch weit und kein Dorf, in dem sie zur Nacht bleiben konnten, lag an demselben. Unter den ersten Waldbäumen standen sie still. Der Hausierer sagte: „Laß uns hier Mittagskraft halten, nachher geht es rascher vorwärts. Mein Kasten ist leicht. Ich habe all meine Waren verkauft und eine hübsche Summe Geld dafür eingenommen. Wir wollen darum auch von der Stadt die Eisenbahn nach Trier benutzen. Morgen abend sind wir dort und du fängst dann ein neues Leben an. Sei getrost und fasse Hoffnung, es wird noch alles gut werden.“

„Ach, Vater Hagen,“ erwiderte Kathrin schmerzlich seufzend, „ich bin Euch so dankbar für die Gutthaten, die Ihr mir erzeigt, und die ich Euch nie vergelten kann, aber wie soll ich hoffen? Die Toten leben nicht wieder auf, und mein Glück ist mit dem Heinrich gestorben!“ Leise weinend barg Kathrin ihr Gesicht in den Händen, und Hagen störte sie nicht. Er wußte, daß solcher Schmerz, wie der ihre, mit keinen Trostgründen zu stillen ist und von der Zeit allein gelindert, wenn auch nicht geheilt werden kann.

Er überlegte, wie er für die arme betrübte Witwe ferner sorgen wolle. Weib und Kind waren ihm längst gestorben, und er hatte trotz Zeit und rastloser Arbeit ihren Verlust auch nicht ganz verschmerzen können. Nun gab ihm Gott noch an seinem Lebensende eine neue Aufgabe, und die wollte er treulich erfüllen. Kathrin sollte in ihm einen Vater finden. War er auch nicht reich genug, um für ihren Lebensunterhalt sorgen zu können, so besaß er doch so viel um ihr, wenn es not that, beizustehen, und das wollte er jetzt zunächst. Fand sich nicht in Trier für sie ein passender Dienst, dann brachte er sie nach Köln zu seiner dort im Kloster lebenden Bruderstochter. Die, das wußte er, würde sich mit Rat und That der jungen Witwe annehmen.

Kathrin hatte ihr Haupt an einen Baumstamm gelehnt und war eingeschlafen. Unter den geschlossenen Augenlidern aber quollen noch einzelne schwere Thränentropfen hervor, und ihre Lippen stammelten undeutlich den Namen Heinrich.

„Ja, ja,“ murmelte der Alte „solch junges Herz bäumt sich auf gegen den Schmerz und will ihn nicht geduldig tragen. Hab's selbst ebenso empfunden und nicht stille halten wollen. Auch das muß das Menschenherz erst lernen. Den Schlaf gönne ich ihr, will sie nicht stören. Vielleicht träumt sie von ihm, den sie beweint! Jedenfalls sammelt sie ihre Kräfte, damit wir vor der Nacht die Stadt erreichen können.“

Hagen versank in Gedanken, er bemerkte nicht den Flug der Zeit, nicht die dunklen Wolken, die schwer heranzogen und die Sonne verhüllten.

Ein Windstoß, der plötzlich heulend durch die Wipfel der Bäume fuhr, weckte ihn aus seinem Sinnen. Er sah, daß ein arges Unwetter loszubrechen begann. Auch Kathrin fuhr aus dem Schlaf empor, und beide sprangen zugleich vom Boden auf, da fiel auch schon der erste Donnersehlag. Ein Blick auf seine Uhr belehrte den Hausierer, daß der Nachmittag weit vorgeschritten war, und die Stadt keinesfalls vor dem Abend mehr erreicht werden konnte. Es galt nur noch, ein schützendes Obdach vor dem Unwetter zu gewinnen. Ein solches lag eine Viertelstunde abseits vom Wege im Walde. Es war ein einzelnes Gehöft, dessen Besitzer er kannte, doch mied er es stets auf seinen Gängen durch das Land, denn die, welche darin wohnten, waren übel berufene Gesellen, denen ehrliche Leute gern fern blieben.

Jetzt aber mußte Hagen wohl oder übel dort Unterkunft suchen. Das Gewitter tobte so fürchterlich, daß er nicht zögern durfte. Das schlechteste Obdach war dem Aufenthalt draußen vorzuziehen.

Er faßte Kathrins Hand und bog mit ihr in schnellem Lauf in einen Fußpfad an der Landstraße ein. Bald standen sie vor einem kleinen halbverfallenen Gebäude, dessen Thüre und Fenster fest verschlossen waren.

Der Hausierer klopfte und rief laut, Einlaß begehrend, aber es verging eine geraume Zeit, bevor sich die Thüre ein wenig öffnete, und die Gestalt eines schmutzigen in Lumpen gehüllten Weibes sichtbar ward, die mit



widerlich gellender Stimme unter Schimpfworten fragte, wer da draußen solchen Lärm vollführe.

Kathrin befreuzte sich und flüsternte ängstlich: „Laßt uns fortgehen, Vater Hagen, mir graust vor der wüsten Frau.“

Der Hausierer aber achtete nicht auf die Bitte, sondern drängte sich mit Kathrin an dem Weibe vorbei in das Haus.

„Gebt Raum, Frau,“ sagte er, „und laßt uns bei Euch das Unwetter abwarten. Wir brauchen nichts als einen trockenen Platz an Eurem Herd.“

„So, so, also treibt Euch das Unwetter auch mal zu uns,“ sagte jetzt das Weib, indem sie die Thür hinter dem Hausierer fest verrammelte. „Ihr hättet uns manchen Weg in die Stadt eriparen können, wenn ihr uns nicht stets vorbeigegangen wärt!“

„Nun, ich meinte, bei Euch gäbe es nichts zu verdienen,“ antwortete Hagen.

Grinsend rief das Weib: „Uhl, Mann, komm' 'mal 'runter, der Hausierer ist da, er hat vielleicht, was du

in der Stadt kaufen willst. Auf der nach dem Boderraum führenden Treppe wurden Schritte laut, und zwei Männer kamen langsam herab, bei deren Anblick Kathrin sich zitternd näher an Hagen drängte. Es waren wilde unheimliche Gefellen in ver-lumpten schmutzigen Anzügen, mit struppigem ungekämmten Bart und Kopfsaar,



„Uhl, Mann, komm' 'mal 'runter, der Hausierer ist da!“

denen man die liederlichste Verkommenheit, wenn nicht Schlimmeres noch, auf den ersten Blick ansah.

Hagen packte seinen Knotenstock unwillkürlich fester mit der Rechten, als die beiden wüsten Strolche dicht auf ihn zutraten, und mit frechem Lachen Kathrin anstarrten.

„Ich habe nichts für Euch,“ sagte er barsch, „der Kasten ist leer, meine Ware verkauft, und ich bin auf dem Weg nach der Stadt, vom Gewitter überrascht, nur gekommen, um bei Euch Schutz vor dem Unwetter zu suchen!“

„Hoho, schade, hätte Euch gern was abgekauft,“ sagte der ältere der beiden Männer. „Nun denn, auf einandermal. Geht nur in die Stube und seht Euch.“

„In der Stube sah es besser aus, als die Erscheinung der Bewohner des Hauses vermuten ließ. Die Sauberkeit freilich fehlte auch hier, aber der Hausrat war ganz, und selbst ein fast neues Sofa stand da, auf welches sich, so wie er in die Stube trat, der jüngere der beiden Männer lang hinstrckte. Es war der

würdige Sohn des faubern Baares, und er beachtete das Geleif der Frau gar nicht, die ihm wehren wollte, als er die schmutzigen Stiefel auf das Sofa legte.

Kathrin konnte kaum atmen vor Angst in der Umgebung, und sie sah durch das Fenster in banger Qual nach dem Himmel spähend, ob der sich nicht erhelle. Umsonst. Ringsum verhüllten dunkle Wolken das Blau da oben, der Regen goß in Strömen nieder, und Donner und Sturm tobten ununterbrochen. Bei jedem Blitz befreuzte sich Kathrin und schloß die Augen. Ihre erschütterliche Angst schien den jungen Uhl zu be-lustigen, denn jedesmal, wenn sie im Schreck zusammen-fuhr, lachte er laut auf.

Endlich ließ das Gewitter nach. Hagen rüstete sich zum Aufbruch, trotzdem der Regen noch heftig goß, und der Sturm die Bäume schier zur Erde bog.

Er legte ein Geldstück auf den Tisch und sagte: „Hier Uhl, nehmt zum Lohn für den trocknen Sitz in Eurer Stube, und Gott befohlen!“

Rasch eilten er und Kathrin hinaus. Das Weib

machte die Hausthür auf, die der Wind ihr aus der Hand riß und dröhnend gegen die Wand warf. Krachend flogen im selben Augenblick die Äste von den Bäumen, und ein starker Stamm brach dicht vor Kathrin über den Weg, auf dem sie flüchtigen Fußes bereits mehrere Schritte fort-geeilt war.

Hagen riß sie zurück. „Es geht nicht, Kind, wir kön-nen nicht wei-ter!

Ist es doch, als ob die Hölle ihre Schrecken gegen uns losließe,“ sagte der alte Mann, nun selbst erschreckt von der Gewalt der aufgeregten Natur. „Komm in das Haus zurück, der Abend ist schon angebrochen, wir können in dem Graus nicht die Nacht durchwandern.“

„Na, bleibt nur bei uns,“ ließ sich Uhl, der in die Hausthür getreten war, vernehmen. „Meine Alte soll Euch die Abendmahlzeit richten, und die Bodenkammer hier ist auch eine bessere Unterkunft als der Wald zur Nachtzeit.“

So blieben Hagen und Kathrin. Beide berührten kaum die ihnen vorgesezten Speisen, die aus derben Stücken kalten Wildfleisches, grobem Brot und Käse bestanden. Desto besser ließ es sich die Familie Uhl schmecken, die den ganzen ansehnlichen Vorrat der auf-gesetzten Schwarzen vertilgte, und ein nicht geringes Quantum landesüblichen Weines dazu trank. Noch ehe die Sippchaft damit fertig war, verlangte Hagen mit seiner Begleiterin nach der verheißenen Boden-kammer unter dem Vorgeben großer Müdigkeit.



Die Frau führte ihre Gäste dorthin und ließ sie allein.

In dem ungewissen Dämmerlicht, welches durch eine enge Luke in den schmalen leeren Raum fiel, bemerkten sie in der hintersten Ecke eine Art Lager von aufgeschichtetem Heu.

„Lege dich da drauf, Kind,“ sagte Hagen, „und schlafe ruhig. Ich lege mich quer vor die Thüre und bleibe wach. Einschliefen können wir uns nicht, ich sehe weder Kiegel noch Schloß an der Thüre, darum will ich selbst ein Kiegel sein, der uns vor einem ungewünschten Besuch schützt. Morgen mit dem ersten Tagesgrauen wecke ich dich, und dann, mag es draußen weitem und toben wie es will, verlassen wir das Haus!“

Kathrin legte sich in ihren Kleidern, ohne nur die Schuhe auszuziehen, in das Heu, und fiel bald in eine Art Betäubung, in der sie mit geschlossenen Augen, ohne sich regen zu können, alles wahrnahm, was um sie her vorging.

Sie hörte unten im Hause die Stimmen der Bewohner, zuerst in lautem Gespräch, dann in immer leiserem Gemurmel, das zuletzt verstummte. Dann ward alles still, auch draußen in der Natur, der Sturm hörte auf, der Regen fiel nicht mehr, das Gewölk zerteilte sich. Die Nacht schritt vor, und nun zitterte ein blasser Mondstrahl durch die Fensterr Luke und zeichnete einen schmalen Lichtstreif auf die Dielen.

Hagen saß am Boden, mit dem Rücken gegen die Thüre gelehnt. Kathrin hörte jeden seiner Atemzüge, sie wurden immer lauter. Er war trotz seiner festen Absicht, wach zu bleiben, eingeschlafen.

Nun vernahm Kathrin leise Schritte auf der Treppe. Die Stufen knarnten, und die Schritte hielten zögernd an. Nicht lange — dann kamen sie näher. Jetzt tappte sie dicht an der Kammerthür. Kathrine wollte Hagen zurufen, vom Lager aufspringen und sich gleichfalls gegen die Thüre lehnen. Kein Ton rang sich aus ihrer Kehle, kein Glied vermochte sie zu bewegen, nicht die Wimpern zu heben. Bleischwer wie ein Starckampf lag ihr Körper, ihre Sinne aber waren wach und so geschärft, daß sie durch die geschlossenen Augenlider hindurch alles deutlich sah, was in dem halbdunkeln Raum nun vorging.

Die Thüre öffnete sich langsam. Hagen erwachte von dem dadurch verursachten Fortschieben seines Körpers. Er sprang auf und schwang den Stod, den er auch im Schlaf nicht losgelassen hatte, drohend über seinem Kopf, gegen eine sich rasch hereindrängende Gestalt, hinter der eine zweite sich vorbeischoob, dem Hau-

sierer in den Rücken sprang, und ihn, ehe er den Schlag, zu dem er ausgeholt hatte, führen konnte, niederriß. Ein gurgelnder Laut, ein heftiges Ringen und Stoßen folgte. Beide Eindringlinge, es waren die beiden Uhl, würgten den Hausierer, und traten, als der alte Mann, halberstickt noch einmal sich aufzurichten strebte, unbarmherzig auf seine Brust und sein Gesicht, bis er tot war.

Abermals öffnete sich die Thür, das Weib kam mit einer Laterne herein, deren Licht sie nach der Richtung, wo Kathrin lag, verhielt. Sie leuchtete den Männern, die den Körper Hagens ergriffen und aus der Kammer schleppten, um draußen dem Toten den Gurt, in dem er seine Barschaft um den Leib geschnallt trug, abzunehmen. Nachdem das geschehen, schafften sie die Leiche die Treppe hinab.

Kathrin vermochte sich noch immer nicht zu regen.



Ein gurgelnder Laut, ein heftiges Ringen und Stoßen folgte.

Angst, Schreck und Todesgrauen raubten ihr völlig die Besinnung. Sie lag in einer tiefen Ohnmacht, in der sie nicht mehr wahrnahm, was um sie her geschah.

Wie lange sie so gelegen, wußte sie nicht, als sie endlich wieder zu sich kam und die Augen öffnete. Es war heller Tag. Hatte sie geträumt, was von den Schrecken der Nacht allmählich in ihre Erinnerung trat?

Sie richtete sich auf und blickte verwirrt umher, in demselben Augenblick erschien die Frau in der Kammer. Nun wußte Kathrin, daß es kein Traum gewesen, was in der Nacht geschehen war, und ihr Herzschlag stockte. Was würde mit ihr geschehen? Wie konnte sie aus der Mörderhöhle fliehen?

„Endlich seid Ihr munter! Ihr habt wahrhaftig einen gesunden Schlaf. Na, Euer Begleiter, der Hausierer, sagte, ich solle Euch nicht wecken, sondern ruhig

auschlafen lassen. Ihr könntet ihm nachkommen, bis zum Abend wolle er auf Euch in der Stadt warten. Er hat auch für Euch alles bezahlt und noch oben drauf das Frühstück, das ihr einnehmen sollt, ehe ihr aufbrecht. Kommt nun hinunter und eßt, ehe Ihr geht, eure Morgensuppe!“

Ohne ein Wort erwidern zu können, folgte Kathrin dem widerlich grinsenden Weibe nach der untern Stube, wo eine dampfende Suppe auf dem Tisch stand. Von den Männern war nichts zu sehen. Kathrin begriff, daß sie nichts thun dürfe, was den Verdacht bei der Frau erregen könne, daß sie irgend etwas von den Vorgängen der Nacht bemerkt habe. Sie zwang sich deshalb zu einigen gleichgültigen Worten, aß auch die Suppe, obzwar sie an jedem Pöffel voll fast daran erstickte, und es gelang ihr, die sie scharf beobachtende



Frau zu täuschen. Unbefangenheit heuchelnd, verließ sie, nachdem sie gegessen, das Haus, mit einem Dank, und dem aus dem Herzen kommenden, doch in andern Sinn, als es scheinen sollte, ausgesprochenen Wort „Vergelt's Gott!“

Die Frau zeigte ihr den Fußweg, der zu der Landstraße zurückführte, und sah ihr scharf nach. Kathringing, solange sie im Gesichtskreise der Frau war, langsam ohne rechts, links oder rückwärts zu blicken weiter, und als der letzte Schimmer ihrer Gestalt verschwunden war, wandte sich jene in das Haus zurück, indem sie murmelte: „Die Dirne hat alles verschlafen; wenn sie den Alten in der Stadt nicht findet, wird sie denken, die Zeit sei ihm mit dem Warten zu lang geworden. Verdacht schöpft sie sicherlich nicht! Wär's anders gewesen, würde sie lebend das Haus nicht verlassen haben!“

Kathrin ging auf der bald erreichten Landstraße so schnell sie vermochte vorwärts. Angst, Aufregung und die Trauer um den Gemordeten, mit dem ihr die kaum

gewonnene Hilfe wieder genommen war, raubten ihr fast den Verstand. Sie mußte in der Stadt Anzeige von dem Mord machen, aber wer würde ihr ohne Beweise glauben? Sie hatte keine Papiere, ohne jeden Ausweis kam sie selbst wohl gar in schlimmen Verdacht. Wenn auch nicht klar in ihrer Unerfahrenheit darüber, mußte sie doch soviel von dem, was



Die Verbrecher wurden nach der Stadt gebracht, wohin auch Kathrin gehen mußte.

ihre dabei drohte, um sich zu fagen, daß in jedem Fall Leid und Glend aller Art über sie hereinbrechen würden. Dennoch aber war sie fest entschlossen von dem Mord Anzeige zu machen. Sie lief mehr als sie ging, bis auf einmal ein Mann hinter den Bäumen hervor auf die Straße trat und sich ihr in den Weg stellte.

Mit ausbreiteten Armen hielt er sie auf und rief mit rohem Lachen: „Steh Schätzchen! Ist dir der alte Liebhaber untreu geworden und hat dich verlassen, so gräme dich nicht; sollst bessern Ersatz in mir haben. Komm', es wird dich nicht reuen, bist grad so recht nach meinem Geschmack, wie ich mir schon lange einen Schatz gewünscht habe. Mit einem lauten Schrei taumelte Kathrin zurück. Sie hatte den jungen Uhl, den Mörder Hagens, erkannt.

„Was schreist du denn wie toll?“ sagte der Bursche und packte sie an den Schultern. „Bin ich dir etwa nicht gut genug, hergelaufene Dirne? Hüte dich, mich böse zu machen, und thue gutwillig, wozu ich die Gewalt habe, dich zu zwingen, sonst vertriebe ich dir die

Muden auf schlimme Art!“ Verzweiflung und Angst gaben Kathrin Kräfte, sich den Händen des Strolchs zu entziehen. Er rang mit ihr, ohne sie bewältigen zu können, aber dennoch schien ihr Widerstand vergeblich, denn mit den Worten: „Wart' ich helfe dir die wilde Rage bändigen,“ sprang der alte Uhl hurtig seitwärts aus dem Walde.

Kathrin schrie laut nach Hilfe, ehe die schwierige Hand ihres zweiten Angreifers sich fest auf ihren Mund legte, nur für einen Moment, dann sank sie herab. Kolbenschläge saukten hagel dicht auf die Köpfe der beiden Vagabunden nieder und Kathrin war befreit.

Sie starrte auf ihre Retter, die rasch die Hände der Missethäter banden und sich anschickten, dieselben mit sich zu führen. Es waren drei Männer, der Förster des Reviers mit zwei Jägerburschen. Sie hatten schon lange ein scharfes Augenmerk auf die ihnen als Wilddiebe verdächtigen Gesellen, ohne sie auf der That fassen zu können, da sie Hasen und Rehe in Schlingen fangend, lautlos ihr Wesen im Walde trieben. An dem Morgen nun hatte

die der Förster und seine Gehilfen wieder in verdächtiger Weise einerschleichen sehen und war ihnen unvermerkt gefolgt. So kam es, daß Kathrin im letzten Moment von ihren Bedrängern befreit ward.

Die Verbrecher wurden nach der Stadt gebracht, wohin auch Kathrin gehen mußte, und ohne Schem die Gefangenen des

Mordes anklage. Sie erzählte dem Richter, der sie verhörte, in klarer einfacher Weise ihre Geschichte. Der Förster erbot sich, solange, bis die Wahrheit ihrer Aussage bewiesen sei, Kathrin in seinem Hause aufnehmen zu dürfen. Bei der angestellten Untersuchung im Hause der Mörder fand man in einem Schuppen die Leiche Hagens und außerdem noch andere Beweise von dem langjährigen verbrecherischen Treiben der dort Hausfenden. Das Weib ward zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe, die beiden Männer zum Tode verurteilt.

Die Nachforschung in der Heimat Kathrins ergab die Wahrheit der über sich selbst von ihr gemachten Aussagen. Das Mitleid aller, die davon hörten, ward rege, und es fanden sich manche, die gern etwas für die so hart vom Schicksal Verfolgte thun wollten. Der Förster aber und seine Frau boten ihr eine Heimat, und sie blieb bei dem ältlichen kinderlosen Paar als treue anhängliche Dienerin. Dreißig Jahre sind seitdem verflossen, Kathrins Haar ist ergraut, der Förster und seine Frau sind begraben, und haben der Treuen



zum Dank ihr Hab und Gut vermacht. Es ist nicht viel, für Kathrin aber ein Vermögen. Jetzt ward es ihr möglich, die nie vergessene Heimat wieder aufzusuchen. Es hatte ihr nicht an Freiern gefehlt. Die hübsche junge Witwe, die vom Förster nicht wie eine Dienerin, sondern wie eine Tochter gehalten wurde, ward von mehr als einem braven Mann zum Weib begehrt. Sie hätte ihr Glück in einer zweiten Ehe machen können, aber sie sagte: „Mein Herz und meine Gedanken sind beim Heini, ob er auch tot ist, ich lieb' ihn noch immer wie im Leben, und eines andern Mannes Weib kann ich nimmer werden. Solange meine Wohlthäter der Förster und seine Frau leben, gehö' ich denen. Von ihnen geh' ich nicht fort.“

Die Försterin überlebte ihren Mann fast zwei Jahre, dann folgte sie ihm ins Grab, und wieder ein Jahr darnach zog Kathrin in ihr Häuschen in dem Ardenner Walddorf ein, das sie sich auf demselben Fleck, auf dem das einst niedergebrannte gestanden, neu erbauen ließ. Außen und innen glich es dem alten trauten Heim, in dem sie ihr kurzes Glück genossen hatte, und die Erinnerung daran, die durch ihr ganzes Leben in ihr frisch geblieben war, erfüllte sie mit stiller Seligkeit. Oft flüsterter ihre Lippen: „Nimmer und nirgends lebten zwei glücklichere Menschen als mein Heini und ich!“

Kathrins bescheidene Mittel lassen sie unter den armen Dorfleuten als eine wohlhabende Frau erscheinen. Sie wird als über den Verhältnissen der andern stehend mit scheuer Zurückhaltung von denen behandelt, deren Eltern sie einst gleich einer Verbrecherin aus ihrer Gemeinschaft austrieben und sie der Verzeihung preisgaben.

Den Kindern ist Kathrin eine immer freundliche Uebreiche Schützerin. Sie sammelt alle die kleinen Geschöpfe um sich, vom zartesten Alter bis zu denen, die der Kindheit zu erwachsen beginnen. Knaben und Mädchen finden in ihr eine Lehrerin und Beraterin, und ihr Wort gilt bei allen, denn sie wissen, niemand meint es so gut wie sie, und niemand hat soviel erlebt wie die Kathrin, die weit draußen in der Welt Erfahrungen gesammelt wie kein anderes.

Auf meinen Wanderungen durch die Berge und Thäler des Ardennerlandes, fand ich das abgeschiedene einsame Dorf und darin die alte Frau mit den stillen friedlichen Zügen, in denen innere Glückseligkeit erglänzte. Ich sah sie mitten unter der Dorfjugend, gesellte mich dazu, und ließ mir von ihr erzählen, was sie erlebte. So wie ich's eben konnte, habe ich's denn für den Kalendermann aufgeschrieben, damit er es seinen Lesern mitteilen möge.

### Die rechte Mitte.

Eine Wundergeschichte.

#### 1. Wie 's Wüßlers sich über ihren Hausmann wandern und er über sie.

Der Wendel und die Christel hatten an Pfingsten Hochzeit gemacht, nur eine Käsewechzeit ohne Schmaus und Kuchen und niemand war dabei als ihr Hausmann, der Weberweit. Am selben Tag waren sie in das kleine Häuslein da hinten am Bach eingezogen und seit dem Tag sind die drei Leute im Haus nicht aus dem Verwundern übereinander herausgetommen. Das junge Ehepaar schüttelte beständig den Kopf über den alten Weber, konnte nicht begreifen, wie man so leben, so in den Tag hinein lampeln könnte, wie ihr Vettermann. Seinen Sitz hatte er für die Lebenszeit in dem Häuslein, für sein letztes Ruheplätzlein droben im Kirchhof hatte er seinen Webstuhl bestimmt und für einen Platz

im Himmel ließ er den lieben Herrgott sorgen; in diesen drei Punkten war also nichts zu verwundern, daß der Weberweit sich keine grauen Haare und dicke Schwielen wachsen ließ. Aber wie er auch so gar nichts erwerben mochte an Vermögen, an Vorrat für die Zukunft, an einem Sparpfennig für Alter und Krankheit, wie er so gar nichts sorgen wollte für den kommenden Morgen, das war verwunderlich anzusehen. Er hatte freilich weder Kind noch Kegel, um für sie ein Erbe zusammenzubringen, er war nie krank gewesen, und schien auch nicht altersschwach zu werden. Er hatte es immer gehalten: kommt der Tag, bringt der Tag! Hatte er einmal mehr gebraucht, so hat er auch mehr gewebet. Sonst immer gerade soviel, daß es ihm langte. Mit der Zeit hatte er eins ums andere von seinen paar Ackerlein versilbert und war gerade am letzten; er dachte, das werde neben dem bißchen Webern noch gerade reichen für das bißchen Leben. So saß er denn den größten Teil des Tages vergnüglich vor dem Häuslein, schnupfte hie und da zur Abwechslung, hatte die Hände gefaltet und drehte den rechten Daumen um den linken und — wunderte sich über seine Hansleute.

Sie thaten so hungrig und knickerig vom ersten Tage an, als hätte ihnen unser Herrgott die Erhöhung der vierten Bitte für alle Menschekinder in Afford übergeben, und hatten doch nur für sich selber zu sorgen, zwei frische gesunde Leute mit jungen Armen und Beinen. Sie thaten so bettelarm, als wären sie eben blutt und bloß wie Adam und Eva aus dem Paradies gejagt worden, und doch wußte der Weberweit, daß sie beide ein ganz nettes Vermögele hatten, sie das Häuslein und eine Wiese und Grasgarten von Eltern her und er ein paar Ackerlein; auch hatten beide als Knecht und Magd sich eine Aussteuer und bar Geld erspart, wie es heutzutage selten mehr unter dem jungen Volke vorkommt, trotzdem die Löhne drei und viermal höher sind als in damaligen Zeiten. Ja, der Weberweit wußte aus eigener Erfahrung, daß sie Geld hatten, denn sie hatten ihm das vorlegte Ackerle abgekauft und aufs letzte konnte er Geld holen, wann er brauchte. Und endlich wußte der Weberweit auch, daß die jungen Leute vom Herrenjörg, der eben zum Bürgermeister gewählt worden, ein paar große Acker in Pacht genommen hatten und den Pachtzins gleich hatten bezahlen können, denn der Herrenjörg hatte viel Geld gebraucht bei der Bürgermeistereiwahl. Der Weberweit konnte gar nicht herauskriegen, wovon eigentlich die Hausleute lebten, denn er merkte niemals Rauch im Schlot, sah niemals Wendel ins Wirtshaus gehen oder die Gretel zum Metzger; nur Brot buken sie viel — und die Schweine wurden auch nicht recht fett, da es keine großen Abfallbrocken gab und die Hausleute die saure Milch und Molken selber genossen. Auch mußte der Weberweit den Kopf schütteln, wenn er einmal einen Blick warf ins Zimmer seiner Bettersleute. Er hatte sich's doch auch bequem gemacht und war Junggeselle dazu; aber wie's bei den Hausleuten aussah, das war ihm doch zu arg. Weder Fenster noch Läden waren gefegt, Hühner und Enten, Gänse und Zicklein, ja sogar die jungen Ferkel liefen in der Stube herum und Mücken gab es darinnen zehnmal mehr als die Schwalben hätten vertilgen können, die sich in dem leicht verzeihlichen Irrtum, als ob die Stube ein Stall wäre, in dieser selbst angebaut hatten und ungeschert durch die drei zerbrochenen Fensterscheiben aus- und einflogen. Der Hof war vollends verwahrlost und im Hausgarten blühte kein Blümlein oder Würzkräutlein, nur Gemüse und